

suchte ihm auszurotten voll Liebe und Nachsicht und mit viel Langmut, aber auch bei Starrsinn nötigenfalls mit Strenge. Auch bezüglich dieses Vorwurfs gilt das Wort des Historikers Georg Heinrich Pertz: „Die beste Verteidigung der Päpste ist die Enthüllung ihres Seins.“

Katholische Kulturschau

Von Jakob Overmans S. J.

I

Gott in der Natur. Die Wertung des Weltgeschehens von dem doch schließlich entscheidenden Gesichtspunkte der göttlichen Vorsehung aus ist in den letzten hundert Jahren sehr in Vergessenheit geraten, und eben deshalb ist die zunehmende Unsicherheit in der Meisterung des Lebens durchaus begreiflich. Sogar gegenüber der Natur, in der die Gedanken Gottes doch weit weniger als in technischen und geistigen Kulturbezirken durch den Mißbrauch menschlicher Freiheit verdunkelt werden können, wird immer seltener die Anerkennung der Macht und Weisheit des unendlichen Schöpfers laut. Sehr vielen ist die Erde hauptsächlich ein Rohstofflager, ein Verkehrsgebiet, ein Sportplatz. Jedenfalls verstehen sie schwer, wie unsere Altvordern sich durch das schlichte Sonntagslied Uhlands vom einsam auf weiter Flur betenden Schäfer so ergriffen fühlten, und selbst auf Beethovens gewaltigen Psalm „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“ antworten sie nur mit geteiltem Herzen.

Und doch könnte der Gehalt gerade dieses Psalmes dem seelischen Schwung unserer wanderfrohen Jugend das beglückende Ziel geben. Jean Calès S. J. hat in seinem zweibändigen Buche „Le Livre des Psaumes, traduit et commenté (Paris 1936, Beauchesne; Fr. 110.—) von neuem darauf hingewiesen. „Die Erhabenheit der Gedanken“, sagt er, „der Glanz der Bilder, der durchsichtige Fluß der Darstellung lassen auf einen geistesmächtigen Dichter schließen“ (I 241). Auch andere Stellen dieser kritischen und nötigenfalls vorsichtig schöpferischen, dogmatisch, liturgisch und literarisch gerichteten Untersuchung der Psalmen zeigen in ihrer Naturauffassung eine unvergängliche Kraft innerlicher Gottergreifung, wie ja auch sonst im Alten Testamente das Vordringen über die nächsten Ursachen der Erscheinungswelt zur letzten Ursache ein tieferes Problem ist, als die lautesten Bibelbekämpfer ahnen. Kopernikus, Newton, Kepler, Galilei und überhaupt fast alle führenden Naturforscher jener großen Vergangenheit, auf der unsere heutige Wissenschaft ruht, sind mit Ehrfurcht diesen Zusammenhängen nachgegangen und haben sich dabei oft um theologische Mitarbeit bemüht. Im zweiten Bande der von Frau Paul Tannery, Cornélis de Waard und René Pintard herausgegebenen „Correspondance du P. Marin Mersenne“ (Paris 1936, Beauchesne; Fr. 120.—) sieht man wieder, wie der vielseitige Minimenerpater mit Descartes, Galilei, Gassendi und andern Mathematikern und Physikern seiner Zeit mechanische oder akustische Untersuchungen bis ins einzelne mit Zahlen, Experimenten und Figuren erörtert. Mitten

zwischen mathematischen und physikalischen Darlegungen schreibt ihm Descartes (S. 431): „Behaupten Sie doch unbedenklich und verkünden Sie es überall, daß Gott diese Gesetze in die Natur gelegt hat, wie ein König seinem Reiche Gesetze gibt; und jedes einzelne dieser Gesetze können wir begreifen, wenn unser Geist sich darum bemüht, ... aber die Größe Gottes können wir nicht begreifen, auch wenn wir sie kennen.“

Katholisches Studentenleben in Paris. Diese wesentliche Blickrichtung denen zu geben oder zu bewahren, die mit an erster Stelle zu geistiger Führung berufen sind, ist der Zweck einer jungen Gründung in der Pariser Cité Universitaire. Zwischen zwei- und dreitausend Studenten aus rund fünfzig Nationen, aber zu drei Vierteln Franzosen, bevölkern in der südlichen Vorstadt Gentilly die parkumgrüntem Bauten dieser rassenreichsten Studentensiedlung der Welt. Nahezu tausend Katholiken, Abendländer wie Morgenländer, treffen sich hier seit einem Jahre in einem weiträumigen Studentenhaus und einer prächtigen Kirche zur Pflege ihrer gemeinsamen Ideale. Mit hochherziger, in Frankreich noch immer erfreulich oft vorkommender Freigebigkeit hat eine wohlthätige Familie die Bausumme für das Gotteshaus geschenkt, und ihre Freunde haben sofort für die künstlerische Ausstattung gesorgt. Als Ende 1936 Kardinal Verdier in Gegenwart vieler Bischöfe, Diplomaten, Gelehrten und Vertreter städtischer Behörden die Einweihung vornahm, blickten bereits vom Giebelfelde die mächtigen Steinfiguren des Heilandes, der Kirchenlehrer und berühmter Theologen der alten Universität hernieder, an den Innenwänden leuchtete in Fresken die Geschichte der Erlösung, und schon die erste Messe konnte auf einem wuchtigen Altar aus dunkelgrünem Granit und rotem Marmor gefeiert werden. Zwei Priester sind eigens für die Studentenseelsorge angestellt, und bei den vier Sonntagsmessen beteiligen sich Studenten und Studentinnen so rege, auch an der heiligen Kommunion, daß es in der Hauszeitschrift („Chroniques du Foyer International des Étudiants Catholiques“, März 1937, S. 1) hieß, „in keiner Pfarrei einer Großstadt“ erreiche man verhältnismäßig so hohe Zahlen.

Durchblättert man die Nummern der „Chroniques“, so sieht man mit Entzücken, welche Fülle wertvoller Anregungen der Jugend in den Räumen des katholischen Studentenhauses geboten wird. Weltbekannte Bühnenkünstler, Dichter und Forscher halten Vorträge, Studenten aller Erdteile berichten über das Leben ihrer Heimat, Theologen von Ruf erörtern brennende religiöse Fragen, weltanschauliche oder soziale Arbeitsgemeinschaften schulen sich theoretisch und praktisch für die katholischen Aufgaben des späteren Wirkens. Aber man findet sich auch zum Spiel, zu befreiendem Geplauder, zu jeder Art gehobener Geselligkeit zusammen. Studentenjahre im Strahlenkreise dieses Brennpunktes katholischer Geistigkeit müssen wohl allen eine beglückende Erinnerung bleiben. Jedenfalls ließe sich in solcher Umgebung nicht ganz leicht die Meinung vertreten, der Katholizismus ende in geistiger Mittelmäßigkeit.

Priesterliche Ehelosigkeit und geistige Begabung. Trotzdem ist jetzt wenigstens für Deutschland eine statistische Begründung dieser Ansicht versucht worden. Es ist ja eine oft betonte Tatsache,

daß eine große Zahl geistig führender Deutscher seit Jahrhunderten aus protestantischen Pfarrhäusern hervorgegangen ist. Nun hat in der vom Rassepolitischen Amte herausgegebenen Zeitschrift „Neues Volk“ (April 1937, S. 19 f.) der frühere sächsische Kultusminister Dr. Hartnacke nach der Volkszählung von 1933 berechnet, daß bei den deutschen Katholiken die männlichen Klosterangehörigen und die Weltgeistlichen zusammen ungefähr 1 Prozent und die Nonnen ungefähr 2 Prozent der mehr als 25 Jahre alten Unverheirateten betragen. In den Priesterstand, sagt Hartnacke, trete aber eine verhältnismäßig große Zahl hochbegabter Knaben, und die priesterliche Ehelosigkeit schließe daher besonders wertvolle Erbmassen von der Fortpflanzung aus. Hartnacke glaubt ermittelt zu haben, daß auf diese Weise die katholische Bevölkerung Deutschlands in jeder Generation einen Verlust von 7,7 Prozent hochbegabter Menschen erleidet und infolgedessen „nach vielen Generationen auf der katholischen Seite das Merkmal der Hochbegabung immer seltener wird und schließlich zum Schwinden kommt“.

Wenn Hartnacke recht hätte, müßte man wohl zweifeln, ob im deutschen Volke zu Beginn der Glaubensspaltung nach einem katholischen Jahrtausend überhaupt noch eine nennenswerte Zahl von Hochbegabten vorhanden gewesen ist. Erst recht müßte man sich wundern, daß in der Hauptsache katholisch gebliebene Völker wie die Italiener oder die Franzosen auch heute noch keineswegs durch Mangel an Hochbegabten auffallen, zumal da selbst Hartnacke nur „eine tiefer gehende wissenschaftliche Denkweise“, also nicht einfachhin höhere Begabung, für die Länder der protestantischen Reformation zu beanspruchen wagt. Und wer kann behaupten, unter den katholischen Priestern seien mehr Hochbegabte als unter den doch sehr viel zahlreicheren katholischen Laien in den Berufen, die ähnliche geistige Anforderungen stellen? Schon diese Überzahl der Laien würde also das nach Hartnacke bevorstehende Aussterben hochbegabter Katholiken verhindern, — ganz abgesehen davon, daß nicht einmal die Grundlage seiner Beweisführung unbestritten ist, nämlich die aus seiner theoretischen und praktischen Dresdener Tätigkeit erwachsene Ansicht, gerade die Begabung der Eltern gebe den Ausschlag für hervorragende geistige Leistungen der Kinder. Daß die biologischen Gesetze der Vererbung hier mitwirken, wird keineswegs geleugnet, im Gegenteil ist in dieser Zeitschrift (128 [1935] 404) ausdrücklich auf Darlegungen holländischer Katholiken hingewiesen worden, die sich der überwiegenden Vorteile des ehelosen Priestertums klar bewußt sind, zugleich aber auf Steigerung der Fruchtbarkeit wertvoller katholischer Familien als Ausgleich gegenüber der hochwertigen Nachkommenschaft protestantischer Pfarrhäuser drängen.

II

Kommunismus auf Ceylon. So groß wie Belgien und Holland zusammen, aber kaum halb so dicht bevölkert, rückt auch die tropisch prächtige Perleninsel Ceylon mehr und mehr in den harten Wirtschaftskampf der Rassen und der Weltanschauungen. Die von der katholischen Oblatenmission in Colombo zu Beginn dieses Jahres gegründete Monat-

schrift „Social Justice“ zeigte schon in den ersten Nummern, welches Elend der Arbeitermassen sich als fruchtbarer Nährboden des Kommunismus unter der glänzenden Außenseite der hauptstädtischen Paläste und Sportplätze und unter den malerischen Trachten der schlanken Singalesinnen verbirgt. Ein Regierungsbericht (Sessional Paper V, 1936, S. 4) kam nach amtlicher Untersuchung der ländlichen Ernährungsverhältnisse zum Ergebnis, daß bei vielen Landarbeitern die unterste Grenze der Daseinsmöglichkeit erreicht ist. Ein Todesfall in der Familie, eine gerichtliche Geldstrafe, ein gelegentlicher Einbruch von Hirschen, Wildschweinen oder Elefanten in ihr winziges Feld bringe sie dem Hungertod nahe. „Dann kann es sein, daß sie des Morgens nur ein bißchen faden Tee haben und beim Trinken an einer Ahnung von Zucker lecken, um sich einen süßen Geschmack zu verschaffen.“ Das Mittagessen ist eine Kleinigkeit von gekochten Früchten. Die Kinder sind durchweg unterernährt, obwohl die Eltern für sie weit besser sorgen als für sich selbst. Die vom indischen Festland eingewanderten Arbeiter werden von den Teepflanzern höher bezahlt und mit kräftigerer Nahrung versorgt, weil sie mehr leisten als die zu Unbeständigkeit und Trägheit neigende Inselbevölkerung. Unfleiß und schlechte Ernährung steigern sich aber gegenseitig, und bei den städtischen Industriearbeitern entstehen außerdem gesundheitliche und sittliche Schäden aus dem Wohnungselend, da die Arbeiterfamilie in ihren einzigen Raum, um die Miete zahlen zu können, meist eine zweite Familie aufnimmt. Zur Erhöhung des Familieneinkommens bieten die Frauen oft den ganzen Tag in einem Korbe Gemüse und Obst feil, wozu ihnen ein Geldgeber den täglich mit Zuschlag eines Zwanzigstels, also mit 1825 Prozent Jahreszinsen zurückzuzahlenden Einkaufspreis menschenfreundlich vorschießt.

Aus Privatbriefen eines katholischen Juristen, der in Colombo sozial tätig ist, erfahre ich, daß die Kommunisten diese Zustände eifrig ausnützen. Sie schicken nicht bloß ihre Agenten aus Indien oder Australien in die Dörfer der Insel, auch im Lehrkörper der Universität und in den staatlichen Behörden haben sie ihre Anhänger, und in Studentenkreisen ist es Mode geworden, für kommunistische Befreiung der Völker zu schwärmen. Die sozialen Bestrebungen der katholischen Geistlichkeit werden in der einheimischen kommunistischen Presse heftig bekämpft. Die Propagandagelder des Kommunismus stammen größtenteils von einem reichen Gutsbesitzer der Insel und von einem hervorragenden Rechtsanwalt. Mit viel bescheideneren Mitteln stehen die Katholiken vor der schwierigen Aufgabe, körperlich und seelisch verhungerten Massen die Überlegenheit, auch die soziale Überlegenheit, des Christentums begreiflich zu machen.

Fünfzig Jahre Heilsarmee in Holland. Nicht ohne Religion, aber ohne Kirche sucht bekanntlich die Heilsarmee die soziale Unruhe zu bekämpfen. Zur Bewertung dieses auch für die katholische Arbeit lehrreichen Bemühens liefert A. M. J. Karssen in der Amsterdamer Zweimonatschrift „Mensch en Maatschappij“ (XIII 101 ff.) einen aus ersten Quellen schöpfenden Beitrag. Stiftungsgemäß will die Heilsarmee beson-

ders denen das Evangelium verkünden, die „in großer Armut leben“ und „dem Einfluß religiöser Belehrung fernstehen“. Der Hauptnachdruck wird auf die Moral gelegt: „Wir haben keinen andern Glauben“, sagt das Armeekommando, „als den, der sich in Pflichtgefühl, Uneigennützigkeit und Barmherzigkeit offenbart.“ Tatsächlich wurde die zur Gründungszeit der niederländischen Abteilung vor fünfzig Jahren ablehnende, sogar spöttische Haltung des Publikums durch Wohltätigkeit überwunden. Bis 1900 hatte die Heilsarmee sich namentlich in den vorwiegend protestantischen Großstädten so verbreitet, daß sie in ganz Holland 3648 Soldaten zählte; 1934 waren es bereits 12 838. Die Männer stehen zu den Frauen durchschnittlich in einem Zahlenverhältnis von 46 : 60, Noch stärker wiegen die Frauen unter den Offizieren vor: 1934 waren von den 571 Offizieren 78 Ehepaare, 66 ledige Männer und 349 ledige Frauen. Obgleich den Frauen grundsätzlich auch der höchste Rang nicht verschlossen ist — die gesamte Heilsarmee der Welt untersteht ja augenblicklich einer Generalin —, sind in Holland die drei obersten der dreizehn Rangstufen nur von Männern besetzt, während in den sechs untersten Stufen die Frauen dreimal zahlreicher sind als die Männer.

Offiziere und Soldaten stammen aus den Kreisen der Arbeiterschaft und des Kleingewerbes. „Weit mehr als für Beweise sind sie für stets wiederholte Behauptungen empfänglich; es sind Menschen, denen Schlagworte als Lebenswahrheiten gelten.“ Die Offiziere werden zehn Monate in einer Kadettenschule ausgebildet, die einen geringen Unkostenbeitrag erhebt, Arbeitslose nicht aufnimmt und gewöhnlich zwei Drittel der Bewerber wegen mangelhafter Eignung zurückweist. Die Offiziere haben auch in den höchsten Stellen eine knappe Besoldung. „Diese gedrückte Lage, dazu noch in einem Berufe, der nach hochgespannten Erwartungen viel Enttäuschung mit sich bringt und in der Öffentlichkeit lange mißachtet und verspottet wurde, mag erklären, daß jährlich wenigstens vier unter hundert Offizieren die Heilsarmee verlassen.“

In den ärmsten Vierteln der holländischen Großstädte gibt es kaum eine Familie, der die Heilsarmee nicht irgendwie geholfen hätte. Das Amsterdamer Rettungshaus für gefährdete Mädchen hat 70 v. H. dauernd dem Laster entrissen, aber von den Straßendirnen kaum eine unter tausend. Für Männer unterhält die Heilsarmee Obdachlosenheime, Volkshotels und Anstalten für gewerbliche oder landwirtschaftliche Arbeit. Auch Fürsorge für entlassene Strafgefangene wird eifrig betrieben. „Ob sich die Leiter der Anstalten das stiftungsmäßige Ziel sittlicher und gesellschaftlicher Hebung wirksam stellen, läßt sich bezweifeln. Hier und da Bibellesung und Gebet ist das einzige, was Erhebung bezwecken kann.“ Es ist oft schwer, die Pflege der sittlichen Ideale mit den wirtschaftlichen Anforderungen in Einklang zu bringen, und hätte die holländische Heilsarmee nicht auch eine gewinnbringende „Handelsabteilung“, so könnte sie ihre wohltätigen Einrichtungen überhaupt nicht unterhalten.

Theologische Wirtschaftsberatung. Begreiflicherweise muß es bei dem Bildungsgang der Leute, aus denen sich die Heilsarmee durchweg zusammensetzt, Mühe machen, die sittlichen und religiösen Er-

ziehungsmöglichkeiten der großen Betriebe auch nur richtig zu sehen, geschweige denn voll auszunutzen. Hat doch von jeher sogar die Abgrenzung des Erlaubten vom Unerlaubten in den Verwicklungen des Wirtschaftslebens die schärfsten Köpfe oft vor Aufgaben gestellt, an deren Lösung sie fast verzweifelten. Der spanische Franziskaner Franz von Osuna, einer der geistlichen Lehrer der hl. Theresia und ein mystischer Theologe von Bedeutung, kam 1534, wenig über vierzig Jahre alt, nach Antwerpen und blieb dort zwei Jahre, weil er die Druckereien Flanderns für seine lateinischen Werke geeigneter fand als die Spaniens. Der Kapuziner Fidèle de Ros hebt in seinem umfangreichen Werke „Le Père François d'Osuna, sa vie, son oeuvre, sa doctrine spirituelle“ (Paris 1936, Beauchesne; Fr. 70.—) mit Genugtuung die Aufgeschlossenheit hervor, die hier wie anderswo dieser etwas urwüchsige Mystiker gegenüber den Händeln dieser Welt bewies. In Antwerpen war damals eine handelsmächtige Kolonie streng katholischer Spanier, die sich schon früher mit heikeln Moralfragen des Wechselrechtes an hervorragende Theologen gewandt hatten. „An Scharfsinn“, schreibt Osuna, „könnten Scotus und der hl. Thomas von den Antwerpener Kaufleuten noch lernen“ (149). Tatsächlich lehnte einige Jahre später der junge Robert Bellarmino als Löwener Theologieprofessor Fastenpredigten für die in Antwerpen wohnenden Italiener ab, weil er fürchtete, man werde ihm über die Erlaubtheit gewisser kaufmännischer Verträge Fragen vorlegen, denen er sich noch nicht gewachsen fühlte. Kurz bevor Osuna nach Antwerpen kam, hatten die dortigen Spanier zehn Gewissensfälle aus dem Wirtschaftsleben zur Entscheidung an die Theologen der Pariser Sorbonne geschickt. Über eine solche Anfrage schreibt Osuna, er habe die Antwort der Pariser Doktoren gelesen: sie hätten weder ja noch nein gesagt, sondern geraten, die Geschäfte auf andere Weise zu führen. Auch Osuna sieht nicht klar, wie die unabänderlichen Grundsätze der Moral auf die damals erörterten Wandlungen im Zinswesen und im Terminhandel anzuwenden sind, meint aber, wenn nicht auch die Landesherrn an so zweifelhaften Geschäften beteiligt wären, hätten die Theologen sie längst für unerlaubt erklärt (151).

Heute steht fest, daß ihr Zögern wissenschaftlich berechtigt war und daß ihre mühevollen Untersuchungen durchaus nicht den oft erhobenen Vorwurf nutzloser Haarspaltereien verdienen. In der nordamerikanischen Vierteljahrschrift für Philosophie „The Modern Schoolman“ (Mai 1937, S. 84) berief sich Lewis Watt S. J., Professor der Ethik am englischen Kolleg Heythrop bei Oxford, auf eine Stelle aus dem Werke „The General Theory of Employment, Interest and Money“ von J. M. Keynes, wo dieser führende Wirtschaftstheoretiker der Gegenwart bekennt, auch er sei in der Ansicht aufgewachsen, „die mittelalterliche Kirche habe in der Zinsfrage eine völlig unsinnige Haltung eingenommen“ und so die Theologen gezwungen, „durch jesuitische Schliche einen praktischen Ausweg aus einer verrückten Theorie zu suchen“. Aber jetzt sehe er in ihren Erörterungen „ehrliche Geistesarbeit mit dem Ziele, das auseinanderzuhalten, was die klassische Nationalökonomie heillos verwirrt hat“.

III

Die Baskenfrage. Gil Robles hat nach seinem Verzicht auf politische Betätigung nicht aufgehört, die mannigfach verschlungenen Ursachen der Kämpfe um sein Heimatland genau zu erforschen. Eine maßvolle Beurteilung der furchtbaren Gegensätze und eine durchaus katholische Gesinnung werden ihm gerade die nicht absprechen, die seine Taktik mißbilligen. Deshalb verdient ernste Beachtung, was er in der Neuyorker Wochenschrift „America“ (29. Mai 1937, S. 173 f.) über die von wenigen richtig verstandene Haltung eines Teiles der Basken schrieb. Nur um einen Teil der vier baskischen Provinzen Spaniens kann es sich handeln, weil ja namentlich Navarra mit religiöser Begeisterung sofort auf die Seite Francos trat. Unter der Monarchie hatte sich in den Provinzen Biscaya und Guipúzcoa eine Bewegung für politische Unabhängigkeit des Baskenvolkes gebildet, aber erst die 1931 ausgerufene Republik lieferte den Nationalistenführern einen gefährlichen Kampfruf: die Bedrohung der Religion. Schon während der ersten Wochen nach dem Fall des König-tums wurden allenthalben in Spanien Dutzende von Kirchen und Klöstern verbrannt. Da die überwältigende Mehrheit der Basken mit ganzer Seele katholisch ist, suchten nun die Führer der Unabhängigkeitsbewegung die einfachen Leute zu überzeugen, sie müßten in ihrem Lande der verfolgten Kirche Spaniens eine feste Zufluchtstätte schaffen. Das aufrichtige religiöse Empfinden des Volkes ward seinen verblendeten Führern zu einem bloßen Mittel der Politik. Anfangs hielten sie freilich noch zu den Rechtsparteien, die ihnen eine gewisse Selbständigkeit in der Verwaltung, aber nicht volle Unabhängigkeit zugestehen wollten. Erst als die Linksparteien mehr versprachen, traten die Basken in den Aufständen des Jahres 1934 zu ihnen über, und als 1936 die wilde Zerstörung der Kirchen von neuem begann, „stand in den Cortes kein einziger baskischer Abgeordneter auf, um Einspruch zu erheben“. Weil die Rechtsparteien die geschichtliche, auch für die Volkswirtschaft wichtige Einheit Spaniens nicht preisgeben wollten, verweigerten sie den Basken die politische Selbständigkeit, und für die ungewisse Hoffnung auf politische Unabhängigkeit unterstützten die Baskenführer die anarchistischen und kommunistischen Todfeinde der Religion, die das höchste Gut des baskischen Volkes ist.

Italien und der Islam. Nicht weniger lehrreich ist für einen katholischen Beobachter des Kräftespieles zwischen Religion und Politik der Widerhall, den nach italienischen Nachrichten Äußerungen Mussolinis über den Islam gefunden haben. Mussolini hatte ja auf seiner Libyenfahrt nicht nur den Mohammedanern der italienischen Kolonien gerechte Rücksicht auf ihre Religion versprochen, sondern darüber hinaus mit besonderem Nachdruck den Willen Italiens kundgegeben, „seine Sympathie dem Islam und den Mohammedanern der ganzen Welt zu beweisen“. Wenige Wochen später schickten die Mohammedaner Abessinien zum Dank für diese Worte ein begeistertes Telegramm nach Rom und gebrauchten darin die Wendung, Mussolini werde „von der mohammedanischen Welt als ihr Schutzherr betrachtet“ („Stampa Italiana“, 19. und 24. März 1937).

Aber bald ließen aus arabischen Quellen stammende Mitteilungen der vom römischen Istituto per l'Oriente herausgegebenen Monatschrift „Oriente Moderno“ (April 1937, S. 170 ff.) erkennen, daß die geistigen Führer des Islams außerhalb des italienischen Machtbereichs es ablehnten, ihre Religion den politischen Zwecken nichtmohammedanischer Staaten dienstbar zu machen. Die geschichtlichen Erfahrungen mit manchen früheren Beschützern des Islams hatten sie mit Mißtrauen erfüllt. Die ägyptische Zeitung „Al Ahram“ schrieb, die Zeiten seien vorüber, „wo die Mohammedaner die Erbauung einer Moschee oder den Besuch eines Heiligengrabes als freundliches Wohlwollen für den Islam auslegten“. Italien suche sich dem Islam auf ungeeigneten Wegen zu nähern, zeige aber durch dieses Werben um Unterstützung, wie ernst die internationale Lage sei. Einem Vertreter der ägyptischen Zeitung „Al Balagh“ erklärte der Rektor der orthodox-mohammedanischen Universität Al Azhar in Kairo: „Als Beschützer des Islams kann sich nur bezeichnen, wer Mohammedaner ist, an die Sendung des Islams glaubt und sich mit aller Kraft für die Verbreitung der Lehren dieser Religion einsetzt.“

Es ist bezeichnend, wie in diesen und andern mohammedanischen Äußerungen, die ebenfalls von der italienischen Presse wiedergegeben wurden, die Unabhängigkeit des Islams auch nach der Aufhebung des Kalifats festgehalten wird. Immerhin wird man die freundlichen Worte Mussolinis, als ihm tausend afrikanische Reiter das „Schwert des Islams“ überbrachten, eher nach ihrem wahren Gewicht erfassen, wenn man sie nicht ohne Zusammenhang mit dem Verhalten wertet, das die italienische Regierung bei festlichen Anlässen gegenüber der katholischen Staatsreligion beobachtet. Als z. B. am 9. Mai 1937 in Taranto, dem zweitgrößten Kriegshafen Italiens, der Eucharistische Kongreß feierlich geschlossen wurde, nahmen am Pontifikalamte des Kardinals von Neapel, wie der „Corriere della Sera“ (Nr. 110, 10. Mai 1937) berichtete, die Spitzen der staatlichen und faschistischen Behörden teil. Am Nachmittag entfaltete sich eine prachtvolle Prozession auf dem Meere. Der Kardinal ging mit dem Allerheiligsten an Bord eines Kriegsschiffes, das die päpstliche Flagge gehißt hatte. Die höchsten Befehlshaber waren um ihn versammelt, und auf andern Schiffen der Kriegsflotte gaben die übrigen Behörden dem eucharistischen Gott das Ehrengelait. Die Straßen das Meer entlang waren schwarz von mehr als hunderttausend Menschen. Ein Geschwader von Wasserflugzeugen schwebte langsam in der klaren Luft. Auf allen vor Anker liegenden Kriegsschiffen stand die Besatzung in Parade, um den Segen des vorbeifahrenden Allerheiligsten zu empfangen. An der Torpedostation stieg der Kardinal mit der Monstranz in ein prachtvolles Altarautomobil und zog, begleitet von glänzenden Abordnungen der kirchlichen und weltlichen Verwaltung, aller Truppengattungen, aller Organisationen der Faschistischen Partei und aller Ordensgenossenschaften, unter den Klängen der Musik und dem Wehen der Fahnen durch die phantastisch mit Lichtern und bunten Tuchgehängen geschmückte Stadt.

Völkische Einheit und religiöse Vielheit. Wo durch die geschichtliche Entwicklung starke Volksgruppen verschiedener Religionen

zu einem Staatswesen zusammengewachsen sind, wie in Japan, in Australien, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Deutschland, kann zwar der Staat nicht so eng mit einer Religion verbunden sein wie in Italien, aber die religiöse Verschiedenheit braucht, wie die angeführten Beispiele zeigen, den tatkräftigen Willen nationaler Zusammengehörigkeit durchaus nicht zu lähmen. Selbst durch den Dreißigjährigen Krieg wäre Deutschland nicht so blutig zerrissen worden, wenn nur religiöse Gegensätze aufgeflammt wären und nicht innerdeutsche und außerdeutsche Machtfragen der Staatspolitik sich so verhängnisvoll geltend gemacht hätten, daß schließlich das katholische Frankreich 18 Jahre lang aufseiten der Protestanten kämpfte. Um so freudiger und treuer aber werden die Bekenner aller Religionen zu ihrem gemeinsamen Staate stehen, je freier sie nach ihrer Religion leben können. Denn die Religion ist unter allen Umständen die persönlichste Angelegenheit jedes einzelnen Menschen, weil sein ewiges Glück oder Unglück davon abhängt, ob er nach seiner ehrlichen Überzeugung seine Beziehungen zu Gott gestaltet hat.

In diesem Sinne ist vom deutschen Volke mit Genugtuung das an den höchsten staatlichen Stellen oft wiederholte Wort aufgenommen worden, im neuen Deutschland könne jeder „nach seiner Fassung selig werden“. Und im Berliner „Völkischen Beobachter“ (Nr. 141, 21. Mai 1937) versicherte Gunter d'Alquen: „Das stand von vornherein fest, daß das neue Deutsche Reich, unter Wahrung freiwillig eingegangener Verpflichtung auf Treu und Glauben, ein freies Spiel der religiösen Kräfte dulden würde.“ Ein „freies Spiel der religiösen Kräfte“ ist auch den Katholiken sehr willkommen, und daß sie gar nicht verlegen sind, gemäß der Forderung d'Alquens „den Beweis anzutreten für ein angeblich so unendlich gut fundiertes Lehrgebäude“, sieht man am einfachsten aus dem von Erzbischof Dr. Conrad Gröber mit Empfehlung des deutschen Gesamtepiskopats herausgegebenen Sammelwerk „Handbuch der religiösen Gegenwartsfragen“ (Freiburg 1937, Herder; geb. M 6.30) und aus der dort angegebenen weiteren Literatur.

Tagore und der europäische Geist. Achtung vor der religiösen Freiheit und überhaupt vor den geistigen Werten erwarten auch die wachsamten Hüter der morgenländischen Kulturen viel dringlicher von Europa als wirtschaftliche und technische Fortschritte. Die älteste Monatschrift Indiens, „The Calcutta Review“, veröffentlichte (Bd. 62, S. 271 ff.) die ergreifende Ansprache, die bei der diesjährigen Schlußfeier der Universität Kalkutta, zum ersten Mal in bengalischer Sprache, der greise Rabindra Nath Tagore hielt. Wenige Indier kennen aus eigenem Erleben wie er die Kulturen Asiens, Europas und Amerikas, und diese Erfahrung drängte den weltberühmten Dichter und Erzieher, zur führenden Jugend seines Volkes noch einmal von seiner Enttäuschung und seiner Hoffnung zu sprechen. „Als wir“, sagte er, „zu Anfang oder in der Mitte des 19. Jahrhunderts zuerst mit der europäischen Kultur bekannt wurden, empfanden wir Freude und ungehemmte Bewunderung, weil wir meinten, sie sei von aufrichtiger Achtung vor dem Menschen als Menschen beseelt. Mit voller Gewißheit hielten wir Wahrheit, Hingebung,

Gerechtigkeit und Wohlwollen für ihre wesentlichen Kennzeichen. Wir glaubten, sie fühle sich verpflichtet, die Menschen von jeder äußern und innern Knechtschaft zu befreien. Aber mit den Jahren haben wir in der kurzen Spanne unseres eigenen Lebens gesehen, wie diese Menschenliebe und dieser Sinn für Gerechtigkeit eher abnahmen, bis zuletzt in dieser Kulturwelt kaum ein Gerichtshof übrig blieb, wo die Klage des Verfolgten gegen den mächtigen Bedrucker noch Aussicht hätte, um der Gerechtigkeit willen gehört zu werden.“

Trotzdem will Tagore an der europäischen Kultur noch nicht endgültig verzweifeln. Europa habe der Welt leuchtende Beispiele persönlicher Selbstaufopferung und unermüdlischen Suchens nach Wahrheit gegeben, und es habe zahllose wohltätige Einrichtungen für die ganze Menschheit geschaffen. Seine echten Vertreter, von denen Indien noch immer zu lernen habe, seien auch jetzt noch die Helden des Geistes und des Opfers.

Die katholische Kirche im Kulturwandel. Tiefer als aus den Erfahrungen eines noch so langen und edlen Menschenlebens versteht man diese Fragen aus dem jahrhundertelangen Ringen des frühen Christentums um die Gestaltung der europäischen Kultur. Im dritten und vierten Bande der von Fliche und Martin herausgegebenen „*Histoire de l'Église depuis l'origine jusqu'à nos jours*“ (Paris 1936 u. 1937, Bloud et Gay; je Fr. 60.—) berichten fünf namhafte Spezialisten über die dreihundert Jahre zwischen dem Frieden Konstantins und der Wahl Gregors d. Gr. Es sind Zeiten mächtiger Irrlehren, geistesgewaltiger Kirchenväter, reicher monastischer und missionarischer Entwicklung. Aber noch lebendiger tritt die musterhaft sorgfältige Darstellung in die Gedankenwelt der Gegenwart, wenn sie die Kulturübergänge von der Einheit Altroms zur Vielheit der germanischen Völker beleuchtet.

Trotz des allgemeinen Ansehens, das noch im 4. Jahrhundert der Redner als Hauptträger der damaligen Bildung genoß, war der Kulturinhalt, wie De Labriolle (III 425 ff.) zeigt, bedenklich eingeschrumpft. Selbst Augustinus wird mit dem Griechischen schwer fertig und hat wenig Blick für Kunst, Rechtslehre, Naturwissenschaften. Weiter dehnt sich der Gesichtskreis des Geisteslebens allerdings insofern, als das Christentum die bisherige Kluft zwischen den Verbreitungsgebieten des lateinischen und des griechischen Schrifttums überbrückte. Die Sehnsucht nach dem christlichen Gehalt war stärker als die herkömmliche Abneigung der Griechen gegen die lateinische Form, und eine Hochflut von Übersetzungen machte auf beiden Seiten jedem die Schriften der kirchlichen Wortführer zugänglich.

Dieser „neue Kosmopolitismus“, wie De Labriolle sich ausdrückt, ging zunächst durchaus nicht so weit, daß die leitenden Stellen der Kirche sich beim Ansturm der „Barbaren“ gegen den römischen Staat ohne Mühe an dem Pauluswort (Kol. 3. 11) aufgerichtet hätten, es gebe weder Griechen noch Juden oder Barbaren, sondern nur Christen. Im Gegenteil schildert De Labriolle (IV 356 ff.) sehr überzeugend, daß auch die stärksten Geister beim Zusammenbruch des römischen Weltreiches die Grundlagen ihres Daseins wanken fühlten. Hieronymus vermochte nicht zu fassen, daß eine

Stadt, die einst „die Herrin der Welt“ gewesen war, ihre Bürger, Männer wie Frauen, massenweise auf den Sklavenmärkten des Morgenlandes zum Verkauf ausgedient sah. Die von der römischen Macht geschaffenen Einrichtungen galten sehr vielen als einzige Gewähr für die allgemeine Sicherheit, so daß Laktanz meinte, wenn Rom in Trümmer falle, gehe die Welt unter.

Als aber Jahrzehnt um Jahrzehnt aus den Ruinen des Römerreiches neue Germanenstaaten wuchsen, mahnte Salvian zu ernster Besinnung und stellte den Lastern der alten Kulturwelt viele sittliche Vorzüge der nordischen Eroberer gegenüber. Obgleich die Feststellungen, die bald nachher Cäsarius von Arles machte, zu manchen Abstrichen von diesem Lob zwingen, findet man schon bei Orosius den Gedanken betont, die germanische Art biete dem Christentum neue Möglichkeiten. Dazu erkannte man allmählich, daß die den fremden Gewalthabern geistig überlegenen Bischöfe nun oft wirksamer die Sache der Kirche vertreten konnten als zu Zeiten der römischen Beamtenmacht, zumal da jetzt auch die letzte Möglichkeit einer Wiederbelebung des römischen Heidentums verschwand.

Die kirchliche Umstellung auf einen neuen Kulturwillen vollzog sich aber nicht so planmäßig, wie nach dem Vorgang Ozanams oft angenommen worden ist. Schon die vielen Synoden, im Westgotenreich z. B. zehn in 120 Jahren, machen anschaulich, daß man sich nur fallweise von unwesentlichen Bindungen an die Kultur Altroms trennte, sobald das als nützlich erkannt wurde. Alles geschah im Einvernehmen mit dem Papsttum. Wenn es auch selten ausdrücklich in den Vordergrund trat — Gregor von Tours nennt es in allen seinen Schriften nur siebenmal —, hielt es doch durch entscheidendes Eingreifen in geeigneten Augenblicken die Gefahr fern, die schließlich den Arianismus der germanischen Stämme zu Fall gebracht hat, die Gefahr, sich in Stammeskirchen zu zersplittern und des Bewußtseins der gemeinsamen Einheit verlustig zu gehen. Die weltliche Kulturgrundlage der Völker mochte wechseln — der Glaube der katholischen Kirche blieb immer und überall derselbe, und unter ihrem Segen gewann jede Kultur an menschlichen Werten.

Umschau

Roswitha Bitterlich

Es ist uns, als ob die beiden Namen Roswitha und Bitterlich nicht von ungefähr zusammengekettet wären. Roswitha ist uns Sinnbild alles Zarten, Lieblichen und Reinen, das Wort Bitterlich führt uns ins Tal der Tränen und Leiden. Beides, das Helle und das Dunkle, hat Eingang gefunden in die Traumwelt dieser heute siebzehnjährigen Künstlerin und Ausgang in ihre Zeichnungen, Gemälde und Gedichte.

Wunderkinder hat die Welt schon viele gesehen, bewundert und — verges-

sen. Der allzu frühe Ruhm läßt zu leicht auf den erworbenen Lorbeeren ausruhen und hemmt die Weiterentwicklung. Was beim Knaben und Mädchen bewundernswert war, ist es noch lange nicht beim reifen Mann und der reifen Frau.

In der Musik, der reproduktiven zumal, sind uns solche Wunderkinder besonders häufig begegnet. Mozart ist einer der ganz wenigen, die den Gipfel erreichten, die meisten blieben ermattet auf dem Wege liegen. Weit seltener finden wir Wunderkinder in der bildenden Kunst. Ich erinnere mich noch an eine